

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 69 (1960)
Heft: 8

Artikel: Bittschön, Herrschaften, hob's Packerl erhalten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BITTSCHÖN, HERRSCHAFTEN, HOB'S PACKERL ERHALTEN

Es würde nicht der österreichischen Briefmarke bedürfen, aus dem täglichen Stoss der eintreffenden Post die Briefe der in Oesterreich lebenden betagten Flüchtlinge mit einem einzigen Blicke herauszukennen; denn ihre Handschriften sind letztes Jahrhundert und Gegenwart zugleich: sie erinnern an Kerzenschein und Quadrillen und Veilchenstrauß und liebenswürdige Artigkeiten und kleine Reverenzen, alles bloss angedeutet, zitterig, die schüchtern gewordenen Schnörkel verwischt, fast nicht mehr da und doch noch gegenwärtig, überdeckt vom starren Strich des Stillgewordenen. Jeder Brief ist Ausdruck eines Menschenlebens, jeder Brief ein Dokument, das die ersten hoffnungsvollen Schreibübungen in einer dörflichen Schule bis zur zitternden Hand des greisen Flüchtlings in fremdem Land umspannt. Zwischen Anfang und Ende des Bogens ist eine ganze Welt zusammengebrochen. Und wie die Schrift sich nicht von ihren Anfängen im dörflichen Kreise zu lösen vermag, so wurzelt auch das ganze Denken des betagten Flüchtlings im Einst.

«Wir sind von Siebenbürgen. Unsere Vorfahren sollen von Sachsen eingewandert sein. Ungefähr vor neunhundert oder tausend Jahren unter Kaiser Geisa II. Wir haben das Land gerodet, es urbar gemacht; es war Hügelland mit fruchtbare Erde. Wir waren alle Bauern, und es erwuchsen zweiundvierzig sächsische Gemeinden. Unsere Gemeinde hiess Mettersdorf. Am 19. September 1944 mussten wir innert einer Viertelstunde Haus und Hof verlassen. Wir standen vor der Ernte. In den Weinärden hingen schwer die Trauben, an den Bäumen reiften Äpfel und Birnen, alles Edelobst, das unser Stolz war, auf den Weiden graste die grosse Herde best gepflegten Viehs. Alles mussten wir zurücklassen. Nicht einmal die Türe durften wir zusperren. Das hätte ja auch nichts genützt. Alles, was uns lieb war, blieb im Haus. Das Federvieh begleitete unseren Auszug mit viel Lärm und Flügelschlagen, weil es Zeit der Fütterung war. Nichts nichts, nichts durften wir mitnehmen, und wir waren schon alt. Jetzt sind wir sehr alt geworden.»

Alle erzählen sie von früher. Jede Einzelheit der heimatlichen Gegend ist ihnen noch gegenwärtig. Viele waren früher selbständige Bauern mit mehr oder weniger grossem Besitz gewesen, den sie sich hart erarbeitet hatten. Im Augenblick, wo die Kräfte nachzulassen begannen und sie sich etwas Ruhe hätten gönnen können, wurden sie von all ihrem irdischen Gut vertrieben:

«Ich war selbständiger Bauer und besass einen der grössten Höfe der Gegend. Infolge des Krieges mussten wir aber die Heimat verlassen. Wir kamen nach Oesterreich. Dort arbeitete ich, schon alt, als Taglöhner bei einem Bauern, bis meine Kräfte

gänzlich versagten. Nun bin ich auf die Hilfe anderer angewiesen. Das fällt mir schwer.»

«Auch wir kannten einmal bessere Zeiten. Haben eine Bauernwirtschaft besessen. Haben Mägde und Knechte beschäftigt. Ueber Nacht sind wir besitz- und heimatlos geworden. Einst waren wir jemand und haben Hilfsbedürftigen helfen können, jetzt sind wir mittellos, alt und krank und müssen dankbar sein, wenn wir Unterstützung erhalten.»

«Ich, Julianna, wurde in Jugoslawien geboren und war dort eine Bäuerin von zweihundert Joch Feld. Wir wurden verjagt. Mein Mann brach zusammen und siechte dahin, und so musste ich in Oesterreich für beide arbeiten, obwohl ich schon alt war. Ich fütterte siebzig Schweine und arbeitete als Taglöhnerin auf dem Felde. Mein Mann starb, und ich arbeitete weiter. Nun kann ich nicht mehr, bin weit über die achtzig, alt und schwach.»

«Es war nicht leicht, sein Hab und Gut, das man so bitter erplagt hatte, im Stiche zu lassen. Man zwang uns aber dazu. Und so sind wir seit vielen Jahren hier: verlassen, mittellos und krank.»

«Welch ein Niedergang einer einst während vieler Generationen geachteten und wohlhabenden Familie! Von einer Stunde auf die andere mussten wir unseren reichen Hof verlassen. Unsere sechs Kinder sind verheiratet und leben, in die verschiedensten Länder verstreut, in ärmlichsten Verhältnissen. Wir beide, meine Frau und ich, sind weit über achtzig, leben in einem engen und düsteren Raum, der auch zum Kochen und Waschen dient, wir leben vom Gnadenbrot einer Gemeinde.»

«Mein Mann konnte den Verlust der Heimat nicht verwinden und ging freiwillig aus dem Leben und liess mich allein zurück. Die Kinder sind in alle Winde verstreut. Ich bin allein.»

Aus manch einem der Briefe zittert die ganze Einsamkeit des verlassenen greisen Menschen:

«Jetzt bin ich über achtzig und ganz allein. Frau und Kinder starben. Ich habe nichts mehr als mein bisschen Leben. In der Heimat arbeiten fremde Menschen auf meinen Feldern, im Hause meiner Väter, das ich meinen Kindern und Kindeskindern vererben wollte, leben Menschen eines fremden Blutes.»

«Ich fand nach der Flucht bei einer in Oesterreich lebenden Schwester Zuflucht und Geborgenheit; dann aber nahm sie mir der Tod, und damit nahm er mir auch die Geborgenheit, deren ich als Greisin so sehr bedurft hätte. Ich bin einsam, krank und geschwächt und fiel der Fürsorge zur Last. Das ist hart.»

Dass das Paket des Schweizerischen Roten Kreuzes, das mit viel Umsicht den winterlichen Bedürfnissen dieser betagten Flüchtlinge angepasst wurde,

bei den Vereinsamten in ganz besonderer Weise Freude bereitet hat, geht aus manch einem Briefe hervor:

«Ich dachte immer, ich sei der verlassene Mensch auf dieser Erde, niemand denke an uns arme alte Flüchtlinge. Nun sehe ich, dass dem nicht so ist. Ich weinte vor Freude. Gott segne Sie; denn jetzt haben Sie wirklich einer armen und sehr einsamen Frau aus grösster und wütender Not geholfen. Ich stehe in meinen alten Tagen gänzlich mittellos und allein da.»

«Ich bin eine alte Frau von 85 Jahren und verbringe mein Leben Tag für Tag und Jahr für Jahr allein und verlassen. Als euer Paket kam, musste ich bitterlich weinen.»

«Was das für uns Einsame bedeutet, zu wissen, dass wir doch noch nicht gänzlich vergessen sind, können Sie wohl nicht ganz ermessen.»

Doch auch die noch nicht völlig Vereinsamten haben das Paket beglückt entgegengenommen:

«Das Bett spielt für uns greise Flüchtlinge eine grosse Rolle. Wenn unser Bett warm ist, bedeutet es Geborgenheit und ganz eigentlich engste Heimat. Sie haben uns mit Ihren Gaben zu dieser warmen Heimat der Betagten verholfen.»

«Ich habe vor einigen Wochen einen Schlaganfall erlitten, der mir das Sprechvermögen nahm und mich ans Bett fesselte. Ihre Matratze, die Leintücher und Kissenanzüge und die herrlich warme Decke kamen wie von Gott gesandt, da ich nur noch Fetzen besass.»

«Es ist für uns unfassbar, dass nun, nach Erhalt Ihres Pakets, wieder etwas nur ganz uns allein gehört, uns, die wir nichts mehr besassen: eine eigene warme Decke — nicht nur geliehen —, ein eigenes Kissen, eigene Leintücher, uns, uns allein!»

«Meine Bettwäsche war alt und zerschlissen, und ich zergrübelte mir seit langem den Kopf, wie ich zu neuer Wäsche kommen könnte. Da kam Ihr Paket.»

«Weil ich durch meine Invalidität schon als Kind die Schattenseiten des Lebens voll auskosten musste und mir nun als altem Menschen das bittere Los des Flüchtlingsdaseins nicht erspart geblieben ist, bin ich doppelt dankbar, dass sich in der Schweiz Menschen so gut vorstellen konnten, wie schwer der Winter für uns greise Flüchtlinge ist, und sich so gut überlegt haben, was wir am dringendsten nötig hatten: warme Unterwäsche, Pantoffeln, Wolle, warme Bettwäsche und Decken, ja, vor allem Decken! Man hat als alter Mensch ja so Mühe, sich in einer Flüchtlingsbaracke warm zu halten!»

«Ach diese Freude! Seit siebzehn Jahren, seit meiner Flucht, hab ich nimmer ein neues Stückl in meinen Händen gehalten!»

Auch der Kaffee war überall willkommen. Woher hätten sie das Geld nehmen sollen, sich diesen «Trost der Alten», wie ihn ein Greis nennt, zu beschaffen? Frau Anna schreibt:

«Den Kaffee werde ich sehr sparen, damit ich zu Weihnachten auch noch davon habe.» Und Frau Katharina: «Kaffee und Zucker spare ich für die Sonntage und Weihnachten. Für den Alltag ist beides zu kostbar.» Für die greise Sabina bedeutet der Bohnenkaffee einen wahren Segen, da sie herzleidend ist. «Ich braue mir jeweils einige Löf-fel voll gänzlich im Sinne einer Medizin.» Die betagte Theresia: «Dass Sie wirklich wissen, an was das Herz der Alten hängt, beweist, dass dem Pakkerl ein Sackerl mit herrlich duftendem Bohnenkaffee und ein Schachterl Zucker beilag. Ich selbst hätte mir beides nie leisten können.»

Nein, sie hätten sich «solchen Luxus» nie leisten können; denn die monatliche Unterstützungs-summe, die sie von Oesterreich erhalten, ist sehr klein. Doch auch mit dem besten Willen ist es Oesterreich nicht möglich, mehr zu leisten, denn von den rund fünfhunderttausend in Oesterreich verbliebenen Flüchtlingen sind heute immer noch an die achtzigtausend Härtefälle. Oesterreich hat alle jene Flüchtlinge behalten müssen, die andere Länder nicht aufzunehmen gewillt waren: Betagte, Kranke, Behinderte, alles Fälle, die die soziale Bürde des österreichischen Staates über Vermögen belasten. Die Flüchtlinge selbst verstehen das, sie sind dankbar auch für das Wenige, das sie erhalten, müssen sich aber in äusserster Genügsamkeit auf das Lebensnotwendigste beschränken:

«Ich kann mir ausser Miete und kargem Essen nichts leisten, bin aber froh, ein Dach über dem Kopfe zu haben. Ich bin zufrieden und danke Gott jeden Tag, dass ich lebe. Auch für eine Greisin ist das Leben ein Geschenk Gottes.»

Und Frau Edmund: «Ich bin eine alte Frau von siebenundsiebzig Jahren und erhalte eine Fürsorge von 360 Schilling (rund sFr. 60.—) im Monat, bin aber sehr dankbar, auch wenn es nicht viel ist. Ich wohne bei einer Familie mit fünf Kindern, und da schaue ich immer ein bisschen auf die Kleinen; dafür erhalte ich im ersten Stock ein Zimmer, wo ich mich sehr glücklich fühle.»

Die greise Ludmilla muss sogar von einer monatlichen Fürsorge von umgerechnet nur rund 35 sFr. leben, so dass es ihr nirgendshin reicht. Sie schreibt: «Ihr Paket hat mir eine riesige Freude bereitet. Da ich schon sehr alt bin und von monatlich 210 Schilling leben muss, bleibt nie etwas für die Bekleidung, da kam Ihr Paket wie von Gott gesandt im Moment, als ich nur noch Fetzen besass.»

«Wir alten Flüchtlinge leiden keinen Hunger mehr, diese Zeiten sind vorüber. Aber Anschaffungen können wir keine machen; dafür sind die Unterstützungsbeiträge zu klein.»

Frau Friederieke: «Meine Rente ist zum Leben zu klein, und so muss ich Achtzigjährige noch in einem Haushalt arbeiten, um meinen Unterhalt zu bestreiten.»

Leider gibt es immer noch Altflüchtlinge, die in Lagern oder Notunterkünften leben. Der Hoch-

kommissär der Vereinigten Nationen hilft grundsätzlich nur Mandatsflüchtlingen. Es gibt aber noch die Zehntausende von Härtefällen unter den 340 000 Flüchtlingen, denen Oesterreich in den letzten Jahren auf Grund grosszügiger Aufnahmeverleichtungen die österreichische Staatsbürgerschaft verliehen hat, die also heute de jure Oesterreicher sind, de facto aber immer noch zu den Flüchtlingen, leider sogar zu den benachteiligten Flüchtlingen gezählt werden müssen. Durch die Einbürgerung ist diese sehr beträchtliche Flüchtlingsgruppe aus der Gruppe der Mandatsflüchtlinge, denen internationale Hilfe in weitem Masse zufließt, ausgeschieden. Wenn der Hochkommissär verkündet, er habe die Flüchtlingslager dieser oder jener Gebiete geheert, so meint er damit nur, er habe die von den Mandatsflüchtlingen — ihre Zahl war nach der Einbürgerung von rund 340 000 Flüchtlingen sehr zusammengeschmolzen — bewohnten Lager aufgelöst. Die Situation ist aber so, dass immer noch hunderttausend Flüchtlinge, die Oesterreicher geworden und damit nicht mehr Mandatsflüchtlinge sind, in Lagern und Notunterkünften leben:

«Sechzehn Jahre sind es her, seitdem wir fliehen mussten, und immer noch sind wir Flüchtlinge in einem Lager.»

«Ihr Geschenk erlaubt mir jetzt, der in den Flüchtlingsbaracken besonders gefürchteten Winterkälte etwas sorgenfreier entgegenzusehen.»

Die über achtzig Jahre alte Frau Franziska: «Ich habe es recht kalt im Winter; denn ich wohne immer noch in einer Schrebergartenhütte. Die Wände sind bretterdünne, die Fenster undicht, in der Nacht gefriert im Kochherdschiff das Wasser. Ja, das Wasser! Das muss ich auch im Winter fünf Minuten entfernt am Brunnen holen.»

«Leider haben wir immer noch keine Wohnung, sondern leben im selben Kellerraum, den wir uns vor sechzehn Jahren notdürftig eingerichtet haben. Er ist finster und feucht; kein Sonnenstrahl vermag hineinzudringen. Sehr schlimm für meine Gliedersucht. In der Heimat besassen wir ein großes Haus auf einem Sonnenhügel.»

Diesen Benachteiligten mit Wohnungen zu helfen, bildet eine der schönsten Aufgaben der Schweizer Auslandshilfe und anderer Hilfsorganisationen. So kann doch schon manch ein greiser Flüchtling schreiben, dass sich seine Wohnverhältnisse gebessert haben:

«Die Baracken in unserem Lager verschwinden; wir haben schöne Wohnungen erhalten und freuen uns alle sehr darüber.»

«Seit einem halben Jahr bin ich vom Lager in eine Wohnung übersiedelt. Ich bin glücklich. Denn nur jener, der während vieler Jahre in einer Baracke auf engstem Raum gelebt hat, vermag sich vorzustellen, was es heißt, wieder eine richtige Wohnung mit eigener Toilette zu bewohnen. Diese Wohnungen werden für uns Befürsorgte gebaut.»

Der Anteil an betagten Flüchtlingen, die ihr Los klaglos, ja mit Heiterkeit tragen, ist erstaun-

lich gross, und ihre Briefe sind wie Sonnenstrahlen. So will die alte Katharina nicht von der «guten, alten Zeit, als ich noch reich war», erzählen, sondern von heute: «Trotz meinen 83 Jahren bin ich gesund, räume mein Zimmerchen selbst auf, putze es selbst und kuche meine Mahlzeiten. Nachmittags gehe ich wie eine Dame spazieren und kaufe dabei die kargen Lebensmittel für den nächsten Tag, was grösste Rechnungskunst erfordert, nämlich möglichst viel und gut mit möglichst wenig Geld einzukaufen. Ich habe einige nette Frauen kennengelernt, Einheimische, keine Flüchtlingsfrauen wie ich, und diese Frauen laden mich manchmal zu einem Kaffeehausbesuch ein. Wie ich das jeweils geniesse! Meistens kehre ich um 19 Uhr heim — die Greisin schreibt tatsächlich 19 Uhr! —, esse ein, zwei Butterbrote, eine Tomate, einen Apfel, trinke ein Glas Pfefferminztee und lege mich schlafen. Das Bett ist dank Ihnen herrlich warm, und ich schlafe gut. Was will ich noch mehr? Ich bin mit meinem Dasein zufrieden.»

Frau Rosa lebt in der Vergangenheit, als sie noch «Miss Rosalia, eine Artistin von Ruf» war, und diese Vergangenheit überstrahlt und durchwärmt auch ihr heutiges Leben in der Flüchtlingsbaracke. Die ihrem Briefe beigelegte gedruckte Karte zeigt eine junge, hübsche, strahlend gesunde Frau, eben die Miss Rosalia, in vier schwierigen Stellungen am Trapez im «grossen Balanceakt». Damals hat sie mit ihrem Mann, später auch mit dem Sohn, zusammen gearbeitet. Der Sohn ist tödlich verunglückt, der Mann kürzlich gestorben, und so zieht Frau Rosa in Gedanken allein von Ortschaft zu Ortschaft, von Land zu Land und lässt sich von einem begeisterten Publikum den Hof machen. Vermag man mit solchen Erinnerungsbildern unglücklich zu sein?

Alte Frauen erzählen in der Regel unmittelbarer, einfacher, lebenswärmer als ihre betagten Lebensgefährten, die oft einen skurrilen Stil von «ich weiss, was sich schickt» aus dem letzten Jahrhundert schreiben. So der alte Ferdinand: «Ich unterfertiger 85jähriger Ferdinand B. aus Siebenbürgen, Rumänien, fühlte mich verpflichtet, Ihr Gnaden meinen untätigsten Dank auszusprechen.» Bei Vater Peter überspülte ehrliche Freude schon nach der ersten Zeile den Schwulst: «Als Endesfertigter bin ich Euer Gnaden sehr dankbar und untätig überrascht über den Empfang des Paketes» — jetzt wird die zuerst verkrampfte Schrift gelöst, eilig, zügig — «Ich hatte eine so riesige Freude, dass ich weinen musste; denn das Packerl ist das erste Geschenk, das ich als Flüchtling hier erhalte, es ist das erste Mal, dass jemand an mich denkt.»

Aus viel zu vielen Briefen geht hervor, dass der mit dem Paket bedachte Greis krank darniederliegt und auch bei den gewöhnlichsten Verrichtungen auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen ist. Aus diesem Grunde ist manch ein Brief von anderer Hand geschrieben, manchmal in zügiger

Schrift in der Ichform, darunter einige haardünne verzitterte Schriftzeichen, manchmal in der dritten Person mit der Unterschrift einer Tochter, einer Enkelin, ja eines Urenkels, einer fremden Person.

Für die greise Huberta schreibt der Franzl in mühsamen, erst kürzlich gelernten steifen Buchstaben nach Diktat der Urgrossmutter: «Bittschön, Herrschaften, hob's Packerl erhalten und bedank

mich dafür recht schön und bin auch sehr zfrieden.»

Und diesen rührenden Dank geben wir hiermit abschliessend an alle jene weiter, die es uns mit einer Patenschaft ermöglicht haben, den bedürftigsten greisen Flüchtlingen in Oesterreich noch vor Winterbeginn etwas Freude und Wärme zu übermitteln. Tausende aber frieren immer noch.

IM DIENSTE DER ROTKREUZ-AKTION ZUGUNSTEN DER OELGELÄHMten

Das Schweizerische Rote Kreuz stellte der Liga der Rotkreuzgesellschaften vom 20. Juni bis 29. September 1960 seine Mitarbeiterin Fräulein Nina Vischer als «déléguée adjointe de la Ligue des Sociétés de la Croix-Rouge» für die Aktion zugunsten der Oelgelähmten in Marokko zur Verfügung, nachdem das Zentralkomiteemitglied des Schweizerischen Roten Kreuzes, Fräulein Helene Vischer, denselben Posten vom 27. Februar bis Ende Juni in ausgezeichneter Weise versehen hatte. Die Aufgabe dieser beiden Delegierten bestand darin, den Chefdelegierten der Rotkreuz-Aktion zugunsten der Oelgelähmten, einen Arzt, in seinen mannigfachen Funktionen zu unterstützen und sich vor allem um das Wohl der rund sechzig ausländischen Physiotherapeutinnen und Krankenschwestern zu kümmern, ferner die Beziehungen zum Marokkanischen Roten Halbmond zu pflegen und dieser nationalen Gesellschaft ihre Dienste nach Möglichkeit zur Verfügung zu stellen. Schwester Nina Vischer hat nach ihrer Rückkehr einen interessanten Bericht über ihre Tätigkeit in Marokko verfasst, von dem wir nachfolgend einige Abschnitte wiedergeben.

Meine Tätigkeit in Rabat

Mein Eintreffen in Marokko am 20. Juni fiel mit einer bewegten Zeit des Kommens und Gehens zusammen. Ueber die Hälfte der Therapeutinnen, die sich bei Beginn der Aktion für sechs Monate zur Verfügung gestellt hatten, waren im Begriffe, wieder heimzukehren, und ebenso viele trafen ein, um die Abreisenden in den Zentren abzulösen. So waren denn während zweier bis dreier Wochen unser Hotel in Rabat und unser Bureau im «Institut National d'Hygiène» zu gleicher Zeit «centre de départ» und «centre d'accueil». Für die Scheidenden galt es, die Heimreisen zu organisieren; die Ankommenden mussten am Flugplatz abgeholt und

in Rabat während weniger Tage auf die zukünftige Tätigkeit vorbereitet werden. Ich erachtete es als sehr wichtig, für alle diese neuen Mitarbeiterinnen, die teils aus weit entfernten Ländern in einen für die meisten fremden Erdteil kamen, genügend Zeit zu erübrigen, um sie möglichst eingehend in die Organisation der Aktion und in die Verhältnisse in Marokko einzuführen. Auch nachher bildete unser Hauptquartier in Rabat Treffpunkt der Teammitglieder, die des öfters an freien Tagen nach Rabat kamen. Neben den üblichen administrativen Arbeiten war ich mit der Rechnungsführung und Verwaltung des Liga-Kontos betraut, was einen guten Teil meiner Bureaustunden in Anspruch nahm. Ich befasste mich unter anderem mit den periodischen Salär- und Per-diem-Auszahlungen, die zunehmend mehrere Rotkreuzgesellschaften die Liga ersucht hatten. Es kam deshalb nicht von ungefähr, dass sich auch die einzelnen Teammitglieder immer wieder mit ihren finanziellen Problemen an die «Kassierin» wandten. Es liegt mir daran hervorzuheben, dass die leitenden Persönlichkeiten der «Banque d'Etat du Maroc» mich stets in zuvorkommender Weise berieten und dass ich bei den monatlichen Rechnungsabschlüssen stets auf die Mithilfe des Rechnungsführers der Liga-Delegation von Casablanca, die sich mit der Hilfe an die algerischen Flüchtlinge und die Opfer der Erdbebenkatastrophe in Agadir befasst, zählen durfte.

Meine Tätigkeit in den Behandlungs- und Hospitalisierungszentren

Die Wichtigkeit häufiger und namentlich längerer Besuche in unseren Zentren war mir von Anfang an bewusst. Da ich die Wagen des Ministeriums nicht allzu oft für mich allein beanspruchen durfte, Bahn und Bus aber in Marokko zeitraubende Transportmittel bedeuten, musste ich mich auf wenige Reisen beschränken. Die Stunden, die